
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1901. * № 29.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Endlich richtete Franz sich auf und sagte, Fannys Hand fest in seiner Rechten pressend: „Ich muß mich eigentlich schämen vor dir, Fanny. Ich bin wohl recht kindisch g'wesen? Und dein Kleid hab' ich da auf der Schulter ganz naß g'weint. Wie ein Bub, der Schläg' kriegt hat."

„Du bist eben krank g'wesen," sagte Fanny einfach. „Deine Quartierfrau, die mich g'holt hat —"

„So — die hat dich g'holt! Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, mich zu wundern, wie du so auf einmal daherkommst."

„Siehst du, so selbstverständlich war's dir, daß ich da bin, wenn's dir am schlechtesten geht." Sie lächelte schalkhaft. „Und da hast du dich g'stellt, als glaubtest du's nit, daß ich dich gern hab'."

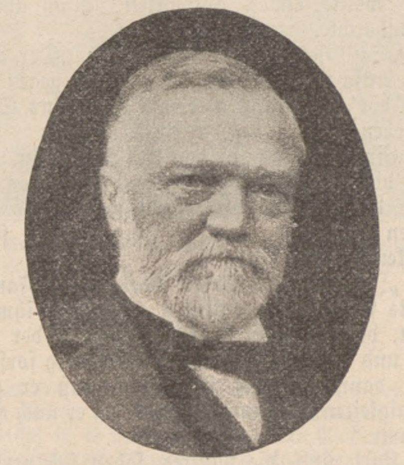
„Fannerl! — Meine Fanny!"

Das Mädchen schob ihn lächelnd von sich. „Nichts da! 's Busserlgeben kommt erst später. Ich bin freilich selber nit die Schönste, aber so wie du jetzt ausschaust — nit um eine Million. Geh, wasch dir die Augen aus, die sind ja ganz verschwollen. Und dann richt dir die verstrubbelten Haar'. Nachher verbrennen wir die Brief', die du g'schrieben hast. Den an die Eva, den ich da im Sack hab', zuerst. Und wenn du mich dann, wie sich's gehört, um Verzeihung gebeten hast, daß du mir so was hast anthun wollen, dann wollen wir weiter sehn."

Neumeier gehorchte ihr wie ein fügsames Kind. Während er am Waschtisch plätscherte und seinen äußeren Menschen in Ordnung brachte, so gut es in der Eile gehen wollte, lehnte Fanny am Fenster und sah mit schwimmenden Augen hinaus auf die Straße. Sie merkte jetzt erst, wie fürchterlich sie die Sache mitgenommen hatte. Sie konnte sich ja kaum auf den Füßen erhalten. Aber in ihrem Herzen war Sonnenschein und Jauchzen. Sie hatte ja eine gute That gethan — und sich dabei ihr Glück errungen, ihr Glück, das schon so ganz versunken und verloren schien.

Da weckte sie ihr Name, hinter ihrem Rücken leise ausgesprochen, aus ihren Träumen. Sie wandte sich um, und als sie den Geliebten vor sich sah, noch bleich und elend, aber ohne den fürchterlichen, starren Ausdruck des Irrsinns in den Zügen, quoll ihr das Herz über. Sie warf sich aufschluchzend an seine Brust und drängte die durstenden Lippen seinen Küssen entgegen.

Lange standen sie so eng umschlungen, redeten kein Wort, sondern küßten sich nur wieder und wieder. Fanny hatte die Augen geschlossen. Sie dachte an nichts mehr, weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft; ihre Seele war in der köstlichen Flut des Glückes wie bewußtlos versunken. Franz hielt die Augen offen und sah das in seinen Grundzügen so liebliche, freilich von den Narben entstellte Gesicht Fannys unverwandt an. Ein anderes, viel, viel schöneres schwebte ihm dabei vor, aber es verlor alle seine Macht neben diesem armen, verheerten und ihm doch so teuren Antlitz. Er hatte doch nur Fanny in der anderen geliebt. Wenn er Eva einmal so in den Armen gehalten hatte, wie jetzt Fanny — selten genug war es freilich vorgekommen —, war ihm immer zu Mut, als hätte er etwas Fremdes an seiner Brust, ein Wesen, das ihm aus den Armen entschwinden konnte wie eine Nixe, die sich für eine flüchtige Stunde zum Fischer gesellt hat. Und einmal, als sie ihn in irgend einer seltsamen Laune mit wilden Liebkosungen überschüttet hatte, hatte er sich vor ihr beinahe gegraut. Jetzt aber! Wie war das jetzt so anders, so glückhaft anders!


Andrew Carnegie. (S. 227)

Fanny entzog sich endlich seinen Armen. „Na, du Selbstmörder!" lachte sie ihn mit einer Miene, in der Scham und Schalkheit stritten, an, „wirst du dir noch einmal an den Kragen wollen?"

„Nein, Fanny, nein!"

„Na, dann wollen wir Ordnung machen."

Sie verbrannte im Ofen die Briefe, sammelte in der Ecke die Scherben des Giftfläschchens auf und warf sie in die schwarze Papierasche im Ofenloch, sie nahm Evas Bild von dem Nachttischchen. Das steckte sie samt dem Rähmchen zu sich.

„Du kriegst jetzt ein anderes," sagte sie.

„Ich geh' gleich mit, Fannerl, und hol' mir's."

Da schüttelte sie aber energisch ablehnend den Kopf. „Nein, Mussiö — das werden wir schön bleiben lassen — deine Quartierfrau hat mir erzählt, wie du's getrieben hast. Zwei Tag' keinen Bissen 'gessen, zwei Nächt' nicht ins Bett gekommen. Ich hab' heut' nacht so eine Ahnung gehabt. Um ein Haar wär' ich um vier Uhr in der Früh hergelaufen, hab' mich aber geniert. Richtig kommt sie um halb Sechs und erzählt mir die Geschichte und holt mich. Also du wirst diese Dummheiten jetzt gut machen. Etwas essen, und dann schlafen. Und zum Doktor wird auch geschickt. Am Ende steckt in dir ein Nervenfieber oder so was."

Er machte ein betrübtes Gesicht. „Ich will ja thun, was du haben willst. Nach dem, was du mit mir ausgestanden hast, hast du ein Recht darauf. Aber sollen wir uns heute gar nicht mehr sehen?"

„Vielleicht komm' ich gegen Abend mit der Mutter her," antwortete Fanny, „und schau' nach, wie's dir geht. Und jetzt adieu."

Mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, als wenn sie seit Jahr und Tag mit ihm verlobt, reichte sie ihm die Lippen zum Abschiedskuß.

„So. Jetzt legst du dich gleich aufs Sofa. Ich schick' dir die Quartierfrau herein, damit sie dir was zu essen bringt. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Fanny!"

Draußen im Vorzimmer fiel die Quartierfrau, die schon eine ganze Weile in gruseliger Neugier auf Fanny gelauert hatte, mit ihren Fragen über sie her: „Wie geht's? — Was macht er? — Ist er schon wieder ruhiger? — Was is ihm denn nur passiert, dem armen jungen Herrn?"

„Eine sehr traurige Nachricht hat er vorgestern bekommen, mein Bräutigam," antwortete Fanny. „Von . . . von einem Freund von ihm. Das is ihm so nah' 'gangen, daß er nicht essen und nicht schlafen hat können und keinen Menschen hat sehn wollen. Fragen S' ihn

aber nicht danach, das könnt' ihn wieder aufregen."

„Aber wo werd' ich denn!" beteuerte die Frau. „Ich hab' mit der Angst g'nug, die ich ausg'standen hab'."

„Die war eigentlich unnötig," antwortete Fanny sehr bestimmt. „Ans Umbringen hat er natürlich nit gedacht. Trotzdem war's gut, daß Sie mich g'holt haben. Der arme Mensch hätt' sich am End' richtig krank g'macht, so allein mit sein' Jammer. Schau'n S' jetzt, daß er eine Schale Suppen kriegt und ein Bröckel 'braten's Fleisch, und einen Wein. Und holen S' einen Doktor; vielleicht hat ihm die Aufregung doch geschad't. Adieu derweil. Nachmittag schau' ich wieder her, wie's geht."

Fanny war längst aus der Thür, das Weib stand aber noch kopfschüttelnd und dachte nach.

„Da is was nit richti'. Sei' Braut war die nit. Er hat mir ja einmal das Bild zeigt. Die war viel sauberer. Heut' früh hab' ich in meiner Angst nur nit dran denkt. Und wenn alles so wär', wie die schnappige Fräul'n sagt, warum hat sich gestern denn niemand umg'schaut um ihn? Ich lass' mir's nit nehmen, da steckt was dahinter."

Da aber alles Kopfzerbrechen sie nicht ergründen ließ, was da wohl dahinter stecken könne, beschloß sie endlich, zu dem Zimmerherrn hineinzuschauen.

Sie wunderte sich nicht wenig, als auf ihr leises Anklopfen ein ebenso freundliches „Herein!" erscholl, wie ehedem. Und als sie die Thür öffnete staunte sie noch mehr. Ihr Zimmerherr lag ganz behaglich auf dem Sofa und rauchte eine Zigarre. Ein wenig blaß war er wohl noch, aber er lachte sie ganz fidel an.

„Ich . . . ich hab' nur nachschau'n wollen, wie's Ihnen geht," stotterte sie.

„Dank' schön, ganz gut. Hunger hab' ich."

„Ich geh' gleich 'nüber ins Wirtshaus. Rindsuppen haben die immer. Die wärm' ich Ihnen auf. Und brat' Ihnen ein Bröckerl Fleisch ab. Und ein Viertel Wein möchten S' auch, nit wahr?"

„Freilich, freilich! Aber nur g'schwind!"

— — — — — — — — — —

Fanny war mehr nach Hause geflogen als gegangen. Sie fand ihre Angehörigen in größter Angst, da sie ja vergessen hatte, einen Zettel mit einer Nachricht, wohin sie gehe, zurückzulassen. Nun wurde sie von der Mutter, von Karl und sogar von Eva mit Fragen bestürmt. Der Vater hatte fortgehen müssen, weil er nicht schon wieder zu spät ins Bureau kommen wollte, hatte aber angeordnet, daß man ihm sofort telephoniere, wenn sich das rätselhafte Verschwinden Fannys aufgeklärt haben würde.

„Dann geh nur gleich," wandte Fanny sich an Eva, „und telephonier, ich bin wieder da und alles is in Ordnung. Das Nähere würde ich ihm selber erzähl'n, wenn er nach Haus kommt."

Eva wechselte einen Blick mit der Mutter. Dann stand sie auf und ging, um den Auftrag auszuführen.

Sowie sie draußen war, sagte die Mutter leise und ängstlich: „Du warst bei Neumeier? — Is ihm was?"

Fanny nickte. „Seine Quartierfrau hat mich g'holt. Sie hat Angst g'habt, er bringt sich um. Und richtig — eine Viertelstunde später wär' ich schon zu spät 'kommen."

Frau Rauscher hob entsetzt beide Hände. „Na und — —?"

„Ich hab' ihm den Kopf zurecht g'setzt," berichtete Fanny. Und langsam erglühend fügte sie hinzu: „Und dann haben wir uns verlobt."

Karl machte ein unbeschreiblich verblüfftes Gesicht und murmelte nur immer wieder etwas, das ungefähr besagen sollte, daß der Rabbi Ben Akiba mit seinem „Alles schon dagewesen!" ein albernes, altes Waschmaul gewesen sei. Frau Rauscher aber hing am Halse der Tochter, lachte und weinte in einem Atem und küßte Fanny dazwischen immer wieder. Auf den Mund, die Stirn, die Augen, die Wangen, wie es eben traf.

Für die Neugier des Sohnes währte die Sache schließlich zu lang. Karl zog die alte Frau mit sanfter Gewalt zur Seite, schüttelte Fanny derb die Hand und sagte: „Gratulier'! Aber jetzt erzähl, wie sich dieses blaue Wunder zugetragen hat."

Fanny erzählte. Jeder ihrer Sätze enthielt eine zornige Anklage gegen Eva, deren Sucht, das eigene Bild immer auf den Altar zu heben und ihm zu Füßen ein ewiges Licht anzuzünden, beinahe den Tod eines guten, nur etwas zu weichen Menschen verschuldet hatte.

„Ich will darum auch gar nicht, daß sie was erfährt davon," schloß sie. „Vorläufig halten wir's geheim, und ich treff' mich mit Franz außer Hause. Wenn sie erst verheiratet ist, kriegen wir sie doch nicht mehr zu sehen. Dann kann der Franz wieder herkommen."

„Aber Fannerl!" sagte Frau Rauscher in beschwörendem Tone, „das geht ja gar nicht! Wir beleidigen ja den Herrn v. Hohenberger, wenn wir ihm nicht . . . er gehört doch zur Familie."

„Thut ihm wahrscheinlich leid genug," unterbrach sie Fanny zornig. „Was geht er mich an? Soll ich wegen des alten Gecken, dem die ganze Geschichte Wurst is, der Eva den Triumph bereiten, ihr zu erzählen, was um ihretwillen beinah' geschehen wär'? Ich will's nicht haben! Mir ist übel genug mitgespielt worden, daß ihr mir diesen Gefallen schon thun könnt."

„Aber Fanny!" sagte Frau Rauscher bittend. „Ein solcher Haß gegen die eigene Schwester!"

Auch Karl nahm gegen Fanny Partei. „Weißt du," sagte er, „über die Eva bin ich beinahe deiner Meinung. Freilich, für den Franz ist es ein Glück, daß es so gekommen ist. Jetzt kriegt er dich. Und du paßt viel besser zu ihm, als die herzlose Eva. Aber über den Hohenberger sollst du nicht so schimpfen. Er hat seine komischen Seiten, aber in dem Mann ist ein Kern, das kannst du mir glauben."

Fanny hatte mit finsterer Miene zugehört. Sie wollte etwas antworten, brach aber ab und horchte.

„Still jetzt!" sagte sie dann. „Der Vater soll entscheiden. Vorläufig schweigt gegen Eva. Ich hör' sie draußen den Drücker ins Schloß schieben."

Eine Minute später trat Eva ein. Sie sah die erkünstelte Unbefangenheit in den Mienen der Mutter und Karls und warf dann einen flüchtigen Blick auf die erhitzte, finster blickende Schwester.

„Ich hab' dem Vater telephoniert, Fanny," sagte sie dann freundlich. „Ich hab' ihm gesagt, daß du beim Neumeier warst, der krank ist, und . . ." sie stockte und sah Fanny forschend an, dann ergänzte sie: „und daß er große Neuigkeiten erfahren wird, wenn er nach Hause kommt."

Karl und die Mutter sahen sich verblüfft an. Fanny aber konnte nicht an sich halten. Gegenüber dieser kühl lächelnden Miene, die zu sagen schien: „Jawohl, ich durchschaue euch, weil ich klüger bin als ihr!" wich ihr die mühsam bewahrte Ruhe. Mit blitzenden Augen trat sie der Schwester entgegen und rief: „So? Das hast du dem Vater telephoniert? Da hättest du ihm auch gleich sagen können, daß der Franz gestorben wär', von seiner eigenen Hand, wenn ich nicht gekommen wär'. Mir verdankst du's, daß du jetzt keine Mörderin bist. Und, daß du es weißt — wir haben uns verlobt!"

Eva wich vor der Zornigen einen Schritt zurück und sagte von oben herab: „Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung, liebe Fanny! Das mit dem Selbstmord hättest du aber nicht so tragisch nehmen sollen. Leute seines Schlages wollen immer gleich sterben und bleiben immer wieder leben. Seine Verlobung mit dir ist ja ein lustiges Zeichen dafür. Wie schnell er sich eine andere gesucht hat, nachdem er eben noch wegen mir sterben wollte."

Ihre Stimme hatte von Wort zu Wort einen schärferen, höhnischeren Klang angenommen, ihre schönen blauen Augen immer spöttischer gefunkelt. Frau Rauscher, die Fanny ansah, erschrak vor ihrem Gesichte. Es war, als wolle sich die Verhöhnte im nächsten Augenblick auf die Schwester stürzen.

Es wäre wohl auch zu einem bösen Auftritt gekommen. Aber Karl trat breitspurig zwischen die beiden Mädchen.

„Halt!" rief er lachend. „Zerreißt euch meintswegen mit Worten und freßt euch mit Blicken auf, aber eine Mensur zwischen Weibsbildern ist kommentwidrig, und ich halt' auf den Komment."

Eva wandte sich achselzuckend ab und ging in das Nebenzimmer, die Mutter entführte Fanny in die Küche. Damit war der Friede vorläufig wiederhergestellt.

16.

Vater Rauscher schüttelte den Kopf, als er nach Hause kam, und Fanny ihm die große Neuigkeit, die ihm Eva angekündigt, erzählte.

„Ich werd' mir das Sprüchel, das mein Großvater immer im Mund g'führt hat, ang'wöhnen," sagte er. „Ich versteh' die Welt nimmer," hat er immer g'sagt. Freilich, er war achtzig Jahr alt, der Mann. Aber es scheint, daß man jetzt früher alt wird als Annodazumal. Ich versteh' die Welt jetzt schon nicht mehr und bin erst in die Sechzig."

„Was verstehst denn nicht an der Sach'?" fragte die Tochter beklommen. „Is's dir denn nicht recht? Du kannst doch den Franz gut leiden, hab' ich geglaubt."

„Natürlich hab' ich ihn gern," beschwichtigte sie der Vater. „Und recht ist's mir auch. Warum denn nicht? Aber verstehn thu' ich's nicht. Zu meiner Zeit, wenn einem Burschen passiert wär', was dem Neumeier g'schehn ist, hätt' er sich nit umbringen woll'n. Höchstens den anderen oder das Mädel. Dafür wär' er dann aber auch nicht auf die Idee gekommen, die Schwester seiner verflossenen Braut zu nehmen. Und wenn's schon einen so sonderbaren Heiligen 'geben hätt', so hätt' die Schwester nein g'sagt."

Fanny unternahm nun einen schüchternen Versuch, den alten Mann in den inneren Zusammenhang dieser so unbegreiflich scheinenden Dinge einzuweihen. Aber sie hatte kaum ein paar Minuten gesprochen, als der Vater sich schon beide Ohren zuhielt.

„Um Gottes willen, hör auf!" sagte er. „Mir wird schon ganz wirbelig im Kopf. „Die eine in der anderen lieben" — das soll einer verstehn! Ich werd' dir was sagen, Fannerl: Entweder ihr lernt jetzt zu viel in der Schul' und lest zu viel Bücher, so daß ihr alle miteinander ein bissel . . ." er tippte mit dem Zeigefinger an seine Stirn, „oder die Eva hat mit dir und dem Franz und dem Herrn v. Hohenberger einfach eine Schachpartie gespielt und jeden von euch bald daher, bald dorthin g'schoben, wie einen Turm oder einen Bauer. — Na, wenn's dir recht ist, ich hab' nichts dagegen." —

Nicht minder erstaunt war Hohenberger, der gegen Abend mit einem Rosenstrauß in der Hand sein Bräutchen besuchen kam. Frau Rauscher und Fanny waren zu Neumeier gegangen. Der Vater und Karl zogen sich nach kurzer Begrüßung des Gastes in ein anderes Zimmer zurück, um das Brautpaar ein wenig sich selbst zu überlassen. Diese Gelegenheit benutzte Eva, ihrem Rudi mitzuteilen, daß sich der von ihm Verdrängte zunächst vor Gram habe das Leben nehmen wollen, sich aber dann doch anders besonnen und sich mit Fanny verlobt habe, was sie ihm übrigens selbst suggeriert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der durch seine großartigen Stiftungen rühmlich bekannte amerikanische Großindustrielle **Andrew Carnegie** ist am 25. November 1837 in Dunfermline bei Edinburg geboren. 1848 kam er mit seinem Vater, einem armen Handweber, nach Amerika, arbeitete zuerst als Haspeljunge in einer Baumwollspinnerei und brachte es durch Fleiß und Intelligenz so weit, daß er sich im Jahre 1899 mit einem Vermögen von 200 Millionen Dollars von den Geschäften zurückziehen konnte. Carnegies Stiftungen für philanthropische Zwecke wie zur Förderung von Kunst und Wissenschaft übersteigen bereits den Wert von 12 Millionen Dollars. — Am Vormittag des 16. Juni fand **die Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin** statt. Im Beisein des Kaiserpaares, der Minister und der Reichstagsabgeordneten ist auf dem Königsplatze vor dem Reichstagsgebäude die Hülle von dem Monumente des Einigers und Gründers des Deutschen Reiches gefallen, das aus freiwilligen Beiträgen des deutschen Volkes hergestellt wurde. Der Schöpfer dieses Nationaldenkmals ist Professor Reinhold Begas; die Kosten, einschließlich der Herrichtung des Platzes, haben einen Aufwand von rund 1,200,000 Mark erfordert. Der ganze Sockel baut sich auf sieben Stufen auf und hat eine Breite von 17 Meter. An den abgerundeten Mittelteil sind quadratische Sockel angegliedert, auf denen zwei Bildwerke, die Sphinx- und die Germaniagruppe, ihren Platz haben. In der Mitte erhebt sich der Hauptsockel, auf dem die 6½ Meter hohe, Leben und Thatkraft atmende Bronzegestalt des „eisernen Kanzlers" steht. Vorn am Hauptsockel kniet die herkulische Gestalt des die Erdkugel tragenden Atlas; darüber steht in großen lateinischen Bronzebuchstaben das einfache Wort: „Bismarck". Auf der Rückseite erscheint ein wie ein Siegfried anmutender Jüngling, der am Reichsschwert schmiedet. Darüber liest man die Widmung: „Dem ersten Reichskanzler das deutsche Volk 1901."



Die Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin.
Nach einer Photographie von A. Hönig & Co. in Berlin.

Das Gänsemädchen.

(Mit Bild auf Seite 228.)

Das Hüten der Gänse steht freilich auf der untersten Stufe der ländlichen Beschäftigungen, aber unpoetisch ist es nicht. Sieht man ein Gänsemädchen vom Sonnengold übergossen am blühenden Hag, am blumenreichen Rain in idyllischer Ruhe bei ihren Pflegebefohlenen stehen, so giebt das ein stimmungsvolles, ansprechendes Bild ab. Carl Heyden, der Maler des Gemäldes, das unser Holzschnitt auf S. 228 wiedergiebt, hat die poetische Erscheinung eines Gänsemädchens inmitten der blühenden Natur und in der sonnigen Stimmung eines schönen Sommertages feinsinnig und lebenswahr wiedergegeben.

Zeitvertreib auf einem Ozeandampfer.

(Mit Bild auf Seite 229.)

Eine längere Seefahrt ist immer langweilig, und die Passagiere haschen daher eifrig nach allem, was ihnen irgend eine Zerstreuung verschaffen kann. Eine solche bietet unter anderem auch das Füttern der den Schiffen tagelang folgenden Möwen, welches bei langdauernden Seefahrten fast eine regelmäßige Beschäftigung der Mitfahrenden wird. Die Brotreste der Frühstücks- und der Mittagstafel gehören den Möwen, und diese gefiederten Schiffsgäste kennen den Zeitpunkt der Mahlzeiten fast so genau wie der Koch. Sie umfliegen und umschwirren heftig pfeifend und schreiend das Schiff, sobald die Passagiere gegessen haben. Unsere Illustration auf S. 229 zeigt solch eine Fütterung der Möwen durch die Passagiere eines großen Ozeandampfers.

Die Kassenrevision.

Erzählung von **Friedrich Thieme.**

(Nachdruck verboten.)

An einem trüben, nebelschweren Märzmorgen ging Albert Neumeister, der Vorsteher der Filiale eines angesehenen Bankinstituts, in den Straßen der Stadt spazieren. Ein unerträgliches Kopfweh hatte ihn heute zu ungewöhnlich früher Zeit vom Lager auf und ins Freie getrieben; von der kalten, frischen Morgenluft belebt, schritt er weiter, als er ursprünglich beabsichtigte, und gelangte in das Arbeiterviertel, wo trotz der frühen Stunde — es war noch nicht acht Uhr — die Läden und Verkaufslokale bereits geöffnet waren.

Plötzlich blieb Neumeister erstaunt stehen, eine Gestalt, die eben aus einem der Läden trat, bannte unwillkürlich seinen Blick.

„Welch wunderbares Zusammentreffen!“ murmelte er vor sich hin. „Das ist ja mein Freund Vogt. Geht der auch spazieren? Oder was in aller Welt treibt er so früh in diesem Teile der Stadt?“

Ernst Vogt war der Kassierer der Bankfiliale, sein langjähriger Mitarbeiter und bester Freund. Beide hatten am Abend vorher am Stammtisch der „Wolfsschlucht“ lange zusammengesessen. Neumeister wollte dem Freunde nachrufen, der hastete jedoch so schnell dahin, daß er bereits um die nächste Ecke verschwunden war. So verzichtete er darauf, ihn einzuholen, und wollte langsam weiterschreiten, als sein Blick zufällig auf den Laden fiel, den der Kassierer soeben verlassen hatte.

Verdutzt stand er still. Die dort ausgelegten Waren bestanden aus Jagdgewehren, Revolvern, Pistolen und Patronen. Was konnte der Kassierer in einem solchen Geschäfte gethan haben?

Einen Augenblick überlegte der Bankvorsteher. Dann tauchte eine sonderbare Idee in ihm auf. Kurz entschlossen trat er in den Laden.

„Darf ich mir die Frage erlauben, was der Herr, der soeben herauskam, hier gewollt hat?“ sagte er zu dem Verkäufer.

Dieser zögerte eine Weile. „Kennen Sie den Herrn?“

„Ja, sehr gut. Ich nehme großes Interesse an ihm.“

„Nun wohl, so will ich es Ihnen sagen. Vielleicht ist es gut. Der Herr hat einen Revolver nebst Patronen gekauft, wie er sagte, zur Beruhigung seiner Frau, da seine Wohnung abgelegen sei. Er ließ sich zeigen, wie er damit umgehen müsse.“

Neumeister dankte kurz und verließ bestürzt den Laden.

Vogt hatte also einen Revolver gekauft. Wozu brauchte er einen solchen? Wozu ließ er sich im Gebrauch der Waffe unterweisen? Wozu erstand er sie zu so früher Stunde in einem so abgelegenen Bezirke? Warum machte er die falsche Angabe, daß er verheiratet sei?

Das alles war höchst verdächtig. Aber Lebensmüdigkeit oder Schwermut hatte Neumeister nie an dem Freunde wahrgenommen. Im Gegenteil, der Kassierer war glücklicher Bräutigam und beabsichtigte, in wenigen Wochen zu heiraten.

Grübelnd schritt er dahin, vergeblich nach einer Erklärung des befremdlichen Vorfalls suchend. Mit einemmal durchzuckte ihn ein Gedanke: heute war ja der Dreißigste, an welchem für gewöhnlich die monatliche Kassenrevision stattfand. Wie, wenn der Kassierer die Folgen einer begangenen Veruntreuung zu fürchten und die Absicht hätte, sich das Leben zu nehmen?

Schon am gestrigen Abend war ihm eine ungewohnte Zerstreutheit und Mißlaunigkeit an dem Freunde aufgefallen. Und doch — Ernst Vogt gehörte zu den nüchternsten, sparsamsten, gewissenhaftesten Menschen der Stadt; er erfreute sich der Achtung seiner Vorgesetzten und aller, die ihn kannten. Zudem stand er vor seiner Verheiratung — wozu sollte ein solcher Mann die Bahn des Verbrechens wandeln?

Doch halt — befand sich nicht Vogts Vater, ein Eisenwarenhändler, seit einiger Zeit in finanziellen Nöten? Er arbeitete mit Wechseln, und sowohl der Sohn als Neumeister selbst waren ihm bereits wiederholt in augenblicklichen Verlegenheiten beigesprungen. Wiederholt hatte er den Kaufmann in ungeheurer Aufregung im Bureau erscheinen sehen — wie, wenn sich sein armer Freund durch die Verzweiflung des Vaters hätte verleiten lassen, ihn mit einem Teile des anvertrauten Geldes aus dringender Not zu retten?

Neumeister beschloß, sich unverzüglich Gewißheit zu verschaffen. Die Ehre, vielleicht das Leben des Freundes stand auf dem Spiele, Ehre und Glück der Eltern und der armen Braut hingen davon ab. Atemlos eilte er in das in der Nähe befindliche Geschäft Vogts, wo der alte Herr den ihm wohlbekannten Prokuristen mit unverkennbarer Verlegenheit begrüßte.

Die Verlegenheit bestätigte Neumeisters Verdacht. Noch mehr die zitternde Stimme, womit der Kaufmann ihn fragte, was er wünsche.

„Sind wir allein?“ fragte der Bankvorsteher, sich umsehend.

„Völlig, aber —“ Der Kaufmann blickte seinen Besucher angstvoll an. „Sie sind der Ueberbringer einer Unglücksnachricht, Herr Neumeister, ich — ich sehe es Ihnen an. Handelt es sich etwa gar um meinen Sohn?“

„Vielleicht, Herr Vogt — deshalb sehen Sie mich hier. Sie wissen, ich bin Ernsts aufrichtiger Freund. Durch einen Zufall habe ich ihn vorhin in dem Augenblicke überrascht, als er sich in der Nordstraße einen Revolver kaufte!“

Der Kaufmann zuckte zusammen. „Einen Revolver?“

„Ja. Ich fürchte, er brütet über einem unheilvollen Entschlusse.“

„O mein Gott, der Verzweifelte wird sich ein Leid anthun, und ich bin die Ursache!“ schrie der alte Mann auf.

„Ich dachte es mir,“ versetzte Neumeister ernst. „Ich ahne den ganzen Sachverhalt. Sie befanden sich in dringender Verlegenheit?“

„In entsetzlicher Not. Ich hatte vor drei Tagen dreitausend Mark zu zahlen. Wenn ich das Geld nicht bis Donnerstag nachmittag schaffte, so wäre ich gepfändet, mein Geschäft geschlossen worden. Ich hätte den Schimpf nicht überlebt. Mein Zustand grenzte an Wahnsinn. Dabei wußte ich genau, daß ich am Abend des nächsten Tages die Summe erhalten würde. Ein Freund hatte sie mir fest zugesagt. Daher beschwor ich Ernst, mich nicht untergehen zu lassen, es handle sich ja nur um einen Tag. Der arme Junge kämpfte schwer — endlich gab er mir das Geld aus der Kasse in der festen Ueberzeugung, es vierundzwanzig Stunden später wieder an seinen Platz legen zu können. Seitdem ist er krank vor Aufregung und Sorge —“

„Und Sie gaben ihm das Geld nicht zurück?“

„Ich konnte nicht. Durch einen schrecklichen Zufall erkrankte mein Gewährsmann auf der Reise, so daß er nicht rechtzeitig anlangte. Nun kann er die Summe nicht so rasch flüssig machen. O, Herr Neumeister, was ich schon ausgestanden habe in den zwei Tagen! Jeden Augenblick hoffe ich auf das Geld —“

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Das Gänsemädchen. Nach einem Gemälde von Carl Heyden. (S. 227)



Passagiere eines Dampfers auf See Möwen fütternd. (S. 227)

„Aber in zwei Stunden ist es zu spät, um zehn Uhr ist Kassenrevision!"

„Ich weiß es, ich weiß es. Was ist zu thun, liebster Herr Neumeister? Raten, helfen Sie!"

Der Bankvorsteher ließ sich erschüttert auf einen Stuhl nieder. „Herr Vogt, Sie haben Ihren Sohn in eine entsetzliche Lage gebracht. Die Schande, welche Ihnen bevorstand, ist bei weitem geringer, als die, welche Ihres Sohnes im Falle der Entdeckung wartet. Er wird den Tod der Schmach vorziehen."

Der alte Mann zerraufte jammernd sein Haar. „Retten Sie ihn, retten Sie ihn!" flehte er. „Nicht wahr, Sie werden ihn nicht verderben?"

Neumeister drückte ihm beruhigend die Hand. „Wie können Sie das denken? Er ist mein bester Freund, und wenn auch nicht, so wäre es ein Verbrechen, einen braven Mann um seiner Kindesliebe willen ins Unglück zu stürzen. Wir wollen alles aufbieten, ihn zu retten. Ich selbst bin leider augenblicklich nicht im Besitze der notwendigen Summe, sonst würde ich hingehen und sie ihm einfach in die Hand drücken."

„So ist er verloren!"

„Besitzen Sie keine Möglichkeit, sich das Geld auch nur für einige Stunden zu verschaffen? Nur für die Dauer der Revision?"

„Nein, nein!"

Neumeister sprang auf und blickte erregt nach seiner Uhr. „Acht Uhr — wir haben nur noch zwei Stunden Zeit! Schrecklich, wenn der Unglückliche eine den edelsten Beweggründen entsprungene Uebereilung mit Schande und Tod büßen sollte! Geben Sie schnell Feder und Papier her; ich schreibe Ihnen eine Anweisung an meinen Kollegen Held von der Reichsbank. Sagen Sie, ich streckte Ihnen das Geld zur Zahlung eines Wechsels vor. Aber eilen Sie, für den Fall er den Betrag erst irgendwo erheben muß. Vor zehn Uhr müssen Sie zurück sein!"

Der alte Vogt riß seinen Hut vom Nagel und wollte fortstürzen. Am Ausgange kehrte er nochmals um und rief verzweifelnd: „Aber mein Sohn — wenn er etwa schon —"

„Ich denke nicht. Doch Gefahr ist jedenfalls im Verzuge. Ich eile zu ihm, ihn bis zu Ihrer Rückkehr nicht aus den Augen zu lassen. Und merken Sie sich: bringen Sie ihm das Geld, nicht mir — er braucht gar nicht zu erfahren, daß ich von der Sache weiß."

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen von Herzen!" Damit stürmte der alte Mann hinaus, indes sich der Bankvorsteher in fliegender Eile zu seinem Freunde auf den Weg machte.

Als er die gutmütige Wirtin seines Freundes in gewohnter Harmlosigkeit zum Fenster herausschauen sah, atmete er auf.

„Ist Herr Vogt oben?" fragte er hastig.

„Ach, guten Tag, Herr Neumeister, jawohl, er ist oben, eben vom Morgenspaziergang nach Hause gekommen. Er —"

Neumeister wartete das Ende der Rede nicht ab, sondern sprang mit ein paar Sätzen die Treppe hinauf. Der Kassierer saß auf dem Sofa; bei dem Eintreten seines Freundes fuhr er erschreckt empor und zeigte demselben ein verstörtes, übernächtiges Gesicht. Bestürzt begrüßte er den Freund, wahrscheinlich wähnte er seine That schon entdeckt.

Der gutmütige Bankvorsteher beruhigte ihn sofort hierüber, indem er sich lächelnd nach seinem Befinden erkundigte.

Vogt blickte ihn prüfend an. Was wollte sein Kollege schon so frühzeitig in seiner Wohnung? Mit schwer erzwungenem Gleichmut reichte er dem Ankömmling die Hand. „Guten Morgen, Albert, wie kommt es, daß du —"

„So zeitig auf bist, willst du sagen? Du bist mir ja mit gutem Beispiel vorangegangen. Ich hatte höllischen Kopfschmerz und mußte Luft schöpfen, und du hast es, wie ich eben von deiner Wirtin hörte, ebenso gemacht."

Ernst bejahte verlegen. Er fing an, sich etwas erleichtert zu fühlen. Der Freund ahnte offenbar nichts von seiner Schuld. Es galt jetzt nur, den unwillkommenen Besucher sobald als möglich los zu werden, mindestens aber vor dem Beginn der Bureauzeit, denn der Kassierer war im Innern entschlossen, seine Wohnung nicht lebend mehr zu verlassen.

Neumeister zeigte jedoch keine Lust zu baldigem Abschiede. „Es ist jetzt halb Neun," bemerkte er, „wenn du nichts dagegen hast, gehen wir gleich zusammen."

„Sehr angenehm," brummte Vogt und stellte sich an das Fenster.

Sein Kollege ahnte, was in ihm vorging. Auch war ihm der Blick nicht entgangen, den Ernst Vogt vorhin auf die Thür gerichtet hatte. Neumeister gewahrte, daß dort der Ausgehrock des Beamten hing.

„Aha," dachte er, „in der Tasche dieses Rockes befindet sich zweifellos der Revolver. Ich muß mich überzeugen." Und rasch entschlossen bat er den Freund um eine Tasse starken schwarzen Kaffees. „Hast du noch eine übrig?"

„Leider nein, aber ich kann sofort von Frau Pohlig welchen aufgießen lassen."

„Du würdest mir einen Gefallen thun."

Der Kassierer, der in seiner Gemütsverstimmung die Gelegenheit mit Freuden ergriff, seinen Freund auf kurze Zeit zu verlassen, ging rasch aus dem Zimmer. Sobald er die Thür geschlossen hatte, sprang Neumeister auf den Rock zu und fühlte sofort in der rechten Seitentasche das gefährliche Instrument. Als Jäger verstand er damit umzugehen, er entfernte geschickt die Patronen, schob die Waffe in ihr Versteck zurück und überzeugte sich, daß keine Reservemunition vorhanden war.

„So, nun schieß, du Unglücksmensch!" brummte er vor sich hin. „Dem Schlimmsten hätten wir vorgebeugt."

Nach einer Weile kehrte Vogt mit dem Kaffee zurück, den der Besucher rasch hinunterstürzte.

„Das thut wohl, wenn man noch nüchtern ist," bemerkte er. „Wollen wir nun aufbrechen? Es ist gleich Neun."

„Du entschuldigst, ich muß noch einmal bei meiner Braut vorsprechen. Wenn du inzwischen vorausgehen willst —"

Neumeister nahm seinen Hut und stellte sich, als wolle er den Wunsch des Freundes erfüllen. Dann rief er plötzlich: „Ach was, auf fünf Minuten kommt es mir auch nicht an. Ich begleite dich, wenn es dir recht ist."

Vogt wandte sich unwillig ab. Er wollte ja nur den anderen los werden, seiner Braut unter die Augen zu treten, hätte er gar nicht vermocht. So sagte er kleinlaut: „Besser, ich gehe jetzt nicht zu ihr. Mein Kopf schmerzt, ich könnte ihr kein heiteres Gesicht zeigen. Auch werden wir zu lange aufgehalten."

„Wie du willst."

Beide begaben sich darauf an die Stätte ihrer täglichen Wirksamkeit, der Bankvorsteher hocherfreut, wenigstens die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben, der Kassierer in dumpfer Resignation und mit dem festen Vorsatze, den unvermeidlichen Schritt nunmehr im Bankgebäude selbst zu thun.

Mechanisch ging er an seine gewohnte Thätigkeit, doch weilten seine Gedanken fern von seinen Geschäften. Endlich stellte er sich hinter sein Pult und versank, über eine Zeitung gebeugt, in tiefes Sinnen.

Mitleidig betrachtete ihn der Bankvorsteher. Wie mußte es in der Seele des Unglücklichen aussehen! Nur eine halbe Stunde fehlte noch an zehn Uhr, und der alte Kaufmann ließ sich nicht sehen. Aufmerksam lauschte Neumeister auf jeden Ton der Hausklingel, immer von neuem sah er sich betrogen. Wenn der Kaufmann den Direktor Held unglücklicherweise nicht antraf, wenn dieser momentan nicht in der Lage war, die Summe zu beschaffen, wenn er den Ueberbringer der Anweisung auch nur eine Stunde später wieder bestellte, so war alles verloren!

Dreiviertel auf Zehn! Er wird nicht mehr zurechtkommen. Unruhig sah Neumeister den Blick des Kassierers immer wieder nach dem Fenster schweifen — jetzt zuckte der Arme zusammen und klammerte sich krampfhaft an sein Pult. Zu spät! Die Revisoren erschienen im Bureau — zehn Minuten früher als gewöhnlich.

Neumeister senkte tief erschüttert das Haupt. Nun war keine Hilfe mehr möglich, der Freund verloren!

Mit liebenswürdigem Lächeln betraten die Revisoren, Kommerzienrat Hermann voran, das Geschäftslokal. Heiter schüttelte der kleine alte Herr beiden Beamten die Hände.

Mit Mühe bewahrten diese eine leidliche Fassung.

„Wir fallen den Herren etwas früher zur Last als sonst," sagte der Kommerzienrat in seiner kollegialen Manier. „Wir müssen unter allen Umständen um drei Uhr wieder in der Residenz sein, da heute nachmittag ein hoher Beamter aus Tokio eintrifft, um im Auftrage seiner Regierung unser Institut zu besichtigen. Nun, unser Geschäft wird uns ja auch nicht lange aufhalten. Alles ist wie immer in bester Ordnung. Dafür sorgen Sie schon, meine Herren."

Die Revisoren nahmen Platz. Fast wankend brachte Vogt Kasse und Bücher herbei. Eifrig begannen zwei der Revisionsbeamten nunmehr zu rechnen, während der dritte die vorhandenen Bestände zählte.

Vogt hielt sich krampfhaft an der Tafel fest. Plötzlich sagte er leise: „Ich vergaß noch eins, meine Herren, einen Augenblick," und verschwand in das neben dem Kassenlokal befindliche Konferenzzimmer.

Neumeister blickte ihm angstvoll nach.

„Jetzt geht er hin, seinen Vorsatz auszuführen," dachte er. „Was soll ich anfangen?"

Er wollte dem Freunde nacheilen, wußte er doch nicht, ob demselben nicht noch andere Mittel zur Ausführung seines Vorhabens zur Verfügung standen. Da pochte es leise an die Thür, er mußte nach vorn gehen und nach dem Klopfer Umschau halten. Gewiß war es der Vater des Kassierers, er wäre sonst hereingekommen.

Neumeister irrte sich nicht. „Ist es noch Zeit?" fragte der alte Mann zitternd.

„Haben Sie das Geld?"

„Hier ist es — ich mußte warten, da Herr Held ausgegangen war."

„Her damit, schnell, vielleicht ist noch Rettung möglich! Ihrem Sohne können Sie es, ohne Verdacht zu erwecken, nicht mehr einhändigen. Warten Sie draußen, bis ich Sie rufe."

Neumeister kehrte rasch in das Zimmer zurück, in das auch Vogt eben wieder eintrat, mit starren Augen und totenblaß. Vergeblich hatte der Unglückliche seine Waffe abzufeuern versucht. Verzweifelt senkte er den nutzlosen Revolver in die Tasche, dann kehrte er fast geistesabwesend in das Bureau zurück, in der Absicht, seine Schuld zu bekennen.

Doch der Bankvorsteher kam ihm zuvor. „Meine Herren," nahm er ruhig das Wort, „Sie entschuldigen, Sie werden ein kleine Differenz finden."

Vogt stand wie angewurzelt. Wußte Neumeister von der Defraudation?

„Eine Differenz, wieso?"

„An der Kasse fehlen dreitausend Mark."

Der Kassierer preßte die Hand vor die Stirn.

„Also doch? Ich glaubte, ich hätte mich verrechnet," meinte der Beamte, welcher die Bestände aufnahm.

„Nein, ganz und gar nicht. Die Sache hängt so zusammen. Vor einigen Tagen schrieb Fabrikant Möller aus H., daß er sich erlauben werde, am 29. März, also gestern, einen Wechsel über dreitausend Mark zu diskontieren."

Vogt horchte in tödlicher Spannung.

„Leider sei es ihm nicht möglich, während der Geschäftsstunden vorzusprechen, er werde vielmehr am Abend zu mir kommen, und bitte mich, den Betrag für ihn bereit zu halten. Da er mir persönlich befreundet ist, that ich ihm gern den Gefallen und ließ mir von Herrn Vogt das Geld einhändigen. Der Fabrikant ist aber nicht dagewesen. Herr Vogt, bitte, nehmen Sie die Summe zurück. Oder haben Sie etwa den Betrag bereits gebucht?"

„Nein, nein," stammelte der Kassierer aufatmend. Eine schwere Last fiel ihm vom Herzen, er begriff mit einemmal alles, den Besuch des Freundes, den Verlust der Patronen. Er nahm die Banknoten, die Neumeister anscheinend aus dem Konferenzzimmer hereinbrachte, und reichte sie dem Revisor.

Wie vorher vor Qual und Furcht, wußte er sich nun vor Freude kaum zu fassen. Als die Revision vorüber war, warf er sich dankerfüllt an des Freundes Brust. „Du edler Mann, dir verdanke ich Ehre und Leben. Wie hast du nur erfahren —"

Neumeister erzählte ihm den Sachverhalt, dann rief er den Vater Vogts herein, der ebenfalls Thränen der Rührung und Dankbarkeit vergoß und sich auf das heftigste anklagte.

„Es versteht sich, daß das Geheimnis dieses Tages allezeit unter uns bleiben muß," erklärte der Bankvorsteher ergriffen. „Niemand darf darum wissen. Auch meine Mitwisserschaft wäre dir für immer verborgen geblieben, wenn dein Vater das Geld früher gebracht hätte."

Noch am selben Tage traf der erwartete Betrag von dem Geschäftsfreunde des Kaufmanns ein, um auf der Stelle in Neumeisters Hände zu wandern. Der alte Vogt gab den Versuch auf, sein verlorenes Geschäft zu retten, er brachte einen anständigen Vergleich zu stande und nahm eine Stellung als Geschäftsführer an, in deren Besitz die Sorglosigkeit wieder in seine Brust zurückkehrte. Auch der Kassierer fand allmählich seine Heiterkeit wieder, die dunkle Stunde lag wie ein schwerer Traum hinter ihm, nie wieder wurde ihrer von den drei Männern gedacht.

Nur als Vogt bald darauf Hochzeit machte und in den Wagen stieg, um an der Seite der Geliebten zur Trauung zu fahren, konnte er sich nicht enthalten, den treuen Freund zu umarmen und ihm die Worte zuzuflüstern: „Mein Glück danke ich dir, Albert. Und nie werde ich diese Kassenrevision vergessen."

Ein Diplomat.

Geschichtliche Skizze von **E. König.**

Als im Jahre 1829 im russisch-türkischen Kriege der russische Feldmarschall Diebitsch Sabalkansky vor den Thoren von Adrianopel stand, ersuchten Frankreich und England Preußen, den Frieden zu vermitteln. Infolge dessen sandte der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Chef seines Generalstabes, General v. Müffling, nach Konstantinopel. Müffling reiste über Smyrna, wo er sich einige Tage aufhielt. Der dortige preußische Konsul Tezzer, welcher den General als Feinschmecker kannte, bot ihm die besten Diners, unter anderen Delikatessen auch sogenannte Beccafigen, das heißt kleine, überaus zarte und wohlschmeckende, in süßem orientalischen Essig eingemachte Vögel. Müffling war entzückt von dem Wohlgeschmack derselben und nahm sich eine Anzahl von Gläsern mit dieser seltenen Delikatesse mit nach Konstantinopel, wohin ihn Tezzer begleitete. Nachdem er dort dem Großvezier Chosref Pascha seine Aufwartung gemacht, wurde er schon am folgenden Tage vom Sultan Mahmud II. empfangen. Mahmud, ein korpulenter Herr, hielt Wohlbeleibtheit für ein Zeichen männlicher Schönheit und Würde, und da General v. Müffling eine stattliche Erscheinung war, so imponierte er in seiner großen preußischen Generalsuniform ihm nicht wenig. Nach damaliger Sitte durfte der Padischah jedoch mit einem Ungläubigen nicht direkt reden; Mahmud befahl deshalb seinem Vezier mit einem gnädigen Blick auf den General:

„Chosref, mein Sklave, sage diesem preußischen Seraskier, daß ich Wohlgefallen finde an seiner Erscheinung, die mir Vertrauen einflößt zu seinem Geist und zu seinem Charakter, und daß ich dem Padischah von Preußen für die Entsendung dieses Mannes dankbar bin."

Der Vezier that, wie ihm befohlen, und der General verneigte sich tief, um damit dem Sultan seinen Dank auszudrücken.

Darauf ließ Mahmud dem Gesandten durch Chosref Pascha den Wunsch aussprechen, er möge sofort in das russische Lager nach Adrianopel abgehen und dort versuchen, die Giaurs von weiterem Vordringen abzuhalten. Damit war die Audienz beim Sultan erledigt.

In den nunmehr erfolgenden Unterhandlungen zwischen dem Vezier und Müffling konnte sich Chosref jedoch nicht dazu verstehen, die Annahme der hochgespannten Bedingungen Rußlands zu versprechen. Beim Abschiede wiederholte er aber den Wunsch des Sultans, der General möge sogleich in das russische Lager abreisen.

Bald darauf erschien Konsul Tezzer bei Müffling und teilte ihm mit, die Einnahme Adrianopels sei nach Berichten von Kundschaftern nur noch eine Frage von wenigen Stunden. Dagegen wüte unter den russischen Truppen die Pest, und der Feldmarschall Diebitsch befände sich, ungeachtet seiner äußeren Erfolge, diesem inneren Feinde gegenüber in großer Verlegenheit.

Der preußische Diplomat nahm die Meldung mit feinem Lächeln entgegen und fragte dann ganz unvermittelt, ob noch Beccafigen vorhanden seien. Tezzer, erstaunt über diese Zwischenfrage, entgegnete, es sei nur noch ein halbes Glas vorrätig, worauf ihn der General ersuchte: „Lassen Sie sogleich durch Eilboten möglichst viel Beccafigen aus Smyrna herbeischaffen. Die Beccafigen sind zu gut; ich kann ohne sie nicht ins russische Lager reisen."

Betroffen wendete der Konsul ein, daß der Padischah jeden Augenblick seine Abreise erwarte; allein der General erklärte: „Senden Sie nur schleunigst Ihre Eilboten; ich werde ohne die Beccafigen nicht abreisen."

Der Konsul mußte sich fügen. Er sandte mehrere Eilboten ab, und Müffling blieb ruhig in Konstantinopel und wartete auf das Eintreffen der Beccafigen. Zwei Tage später traf die Nachricht vom Falle Adrianopels ein. Darüber war der Sultan Mahmud aufs höchste entrüstet, und wütend schrie er den zitternden Großvezier an: „So hat denn das Wort des preußischen Pascha keinen Einfluß gehabt auf den russischen Giaur, den Allah verderben möge?"

Bebend gestand Chosref, daß der Gesandte noch gar nicht abgereist sei.

Außer sich vor Zorn rief Mahmud: „Warum ist er nicht abgereist? Habe ich mich nicht selbst herabgelassen, ihm zu sagen, daß er sogleich nach Adrianopel abgehen solle? Ist er krank geworden, oder welches Hindernis sonst hat ihn zurückgehalten?"

„Herr," versetzte der zitternde Großvezier, „kaum wage ich dir das Unglaubliche zu sagen. Der preußische Seraskier ist noch hier, weil er eingemachte Beccafigen aus Smyrna erwartet, die er außerordentlich gern verspeist, und ohne welche er nicht abreisen will. Er hat Eilboten dahin gesandt, die ihm solche besorgen sollen. Sobald sie eingetroffen sind, will er aufbrechen."

Der Padischah starrte seinen Vezier sprachlos an, der atemlos den Ausbruch größter Wut vermutete, aber nicht wenig erstaunte, als sich des Großherrn Gesicht aufheiterte und er ruhig lächelnd sprach: „Chosref, mein Sklave, welch ein gewaltig großer und würdiger Mann muß dieser Seraskier des preußischen Padischah sein, der es wagt, meinem Willen zu widerstehen, weil er eingemachte Beccafigen essen will! O, er muß der Erste und Höchste nach dem Padischah in Preußen sein, weit erhaben über andere; denn wo fände er sonst den Mut zu solchem Wagnis!"

„Ja, Herr," erwiderte der Vezier, „groß, mächtig und erhaben ist der König von Preußen, und alle Herrscher Europas verehren ihn, und weise ist der Rat seines Abgesandten, sogar so weise, daß selbst du auf den Rat eines solchen Mannes hören kannst!"

Mahmud sann nach, dann sagte er: „Allah hat es zugelassen, daß der Feldherr der Ungläubigen in Adrianopel steht; wenn jedoch dieser preußische Seraskier dorthin kommt, so wird seiner Würde und Weisheit der russische Giaur nicht widerstehen. — Chosref, mein Sklave, er muß abreisen, so schnell als möglich. In jeder Stunde soll ein Bote nach Smyrna abgehen, um Beccafigen herbeizuschaffen, so viel er tragen kann. Jedem, der in kürzester Frist nicht zurück ist, soll der Kopf abgeschlagen werden!"

Bote auf Bote eilte jetzt nach Smyrna, Beccafigen zu holen. Inzwischen blieb General v. Müffling, der nur darauf wartete, die Russen, deren Heer durch die Pest geradezu dezimiert wurde, mürbe werden zu lassen, ruhig in Konstantinopel, wo eine ganz unbeschreibliche Panik über den Fall von Adrianopel herrschte.

Der preußische General wußte nur zu gut, daß die Pest eine Fortsetzung des Feldzuges unmöglich machte und ihm daher eine Vermittelung zwischen den beiden Parteien leicht werden mußte.

Endlich, nachdem einige zwanzig Boten mit Beccafigen angelangt waren, konnte der Vezier dem Sultan melden, daß der preußische Seraskier abreise. Das war aber auch erst geschehen, nachdem in der letzten Konferenz der Vezier sich bereit erklärt hatte, die Bedingungen anzunehmen, die Müffling glaubte den Russen vorschlagen zu können. Auch nachdem der General abgereist war, brachten ihm Boten täglich noch immer eingemachte Beccafigen nach. Dafür kam auch in Adrianopel bald der Friedensschluß zu stande, und noch lange danach sprach Sultan Mahmud mit Anerkennung und Bewunderung von dem mächtigen, großen und weisen preußischen Seraskier, der so gern eingemachte Beccafigen speiste.

Mannigfaltiges.

Ein Streit um das Wörtchen „und". — Ein derartiger seltsamer Streit entbrannte im Jahre 1600 zwischen der Bürgerschaft der alten Hansestadt Lübeck und dem Rate, an dessen Spitze damals der noch in alten patrizischen Vorurteilen befangene erste Bürgermeister Gotthard v. Höveln stand. Das eigentliche Stichwort des Streites war die Formel des Bürger-

eides. Man schwor nämlich zu jener Zeit, „einem ehrbaren Rate dieser Stadt treu, hold und gehorsam zu sein", während ältere Leute sich erinnern wollten, „einem ehrbaren Rate und dieser Stadt" geschworen zu haben. Die Bürgerschaft, welche in dieser willkürlichen Aenderung der Eidesformel ein Symptom des Strebens der Ratspartei nach Alleinherrschaft erkannte, verlangte nun durch ihren Ausschuß, an dessen Spitze der schneidige Dr. Reiser stand, die Wiedereinführung des Wortes „und", wodurch lange und heiße Kämpfe hervorgerufen wurden. Der Rat suchte nachzuweisen, daß in der Bestätigungsurkunde des Kaisers Sigismund die Formel ohne „und" sich vorfinde, behauptete, eine Aenderung ohne kaiserliche Zustimmung nicht vornehmen zu können, und ersuchte die Bürgerschaft um Entlassung des Dr. Reiser. Diese aber ließ ihren Führer keineswegs fallen; Dr. Reiser erklärte vielmehr, durch Zeugen beweisen zu wollen, daß die Formel ohne kaiserliche Kommissarien geändert sei, und deshalb verlange er Wiederherstellung des ursprünglichen Wortlautes ohne die Zustimmung des Kaisers. Der Rat ließ die Forderung der Bürger durch ein langes Schriftstück abschlägig bescheiden, gegen welches Dr. Reiser eine Gegenschrift verfaßte, in der er nachwies, daß die vom Rat verteidigte Form nicht diejenige des alten Bürgereides, sondern des Diensteides der Ratsbeamten sei; die Formel für den Bürgereid sei erst nachträglich geändert worden und zwar willkürlich vom Rat allein. Dieser wünschte nun eine achttägige Bedenkfrist, die jedoch von der Bürgerschaft als unnötig abgeschlagen wurde. Ein lebhafter Wortwechsel entstand; die Bürgerschaft wurde im Laufe desselben um so erbitterter, als Bürgermeister v. Höveln in seinem Patrizierhochmut sich weigerte, mit Dr. Reiser zu verhandeln, und sich lediglich durch den Senator Brambach vertreten ließ. Er werde, erklärte der Bürgermeister, im Namen des Rates Bescheid geben, sobald ein anderer Bürger an Reisers Stelle das Wort nehme. Dr. Reiser erklärte sich bereit, zurückzutreten; aber der Bürgerausschuß nötigte ihn, an der Spitze zu bleiben. Nun wurden die Verhandlungen immer tumultuarischer. Endlich ließen sich die Bürger auf die eindringliche und höfliche Bitte des zweiten Bürgermeisters Lüneburg bereit finden, dem Rate einige Tage Frist zu geben. Nachdem die bewilligte Zeit verlaufen, gab der Rat den Bürgern folgenden Bescheid: „Daß, da die Bürgerschaft, obwohl ein ehrbarer Rat nur nochmals erklären könne und müsse, er wisse von keiner absichtlichen Aenderung des Eides, diese Entschuldigung durchaus nicht anerkennen wolle und auf die bekannte Eidesformel dränge, ein ehrbarer Rat ihnen drum zu Willen sein wolle, indem er sich gegen Zurechnung alles etwa daraus erwachsenden Schadens nachdrücklichst verwahre." Damit war die Bürgerschaft jedoch noch nicht zufrieden, sondern um den Verdacht von sich abzuwenden, als habe sie dem Rat sein Zugeständnis unberechtigterweise abgenötigt, ließ sie nachträglich zwanzig Zeugen, darunter sechs Ratsherren, vernehmen, welche fast ausnahmslos bekundeten, dem Rate und der Stadt geschworen zu haben. Nach Beibringung solcher erdrückenden Beweise mußte der Rat denn wohl oder übel der Forderung der Bürgerschaft nachkommen und ohne jeglichen Einwand das heißumstrittene Wörtchen „und" in die Eidesformel wieder aufnehmen. [Th.]

Humoristisches.

In der Wut.

Wirt (einen Zechpreller mit Püffen herausexpedierend): So, das ist die Strafe, Sie Erzlump ... und Pferdefleisch haben S' auch gegessen!

Bedientenfrechheit.

Diener: Erlauben der Herr Baron schließlich eine Frage: Sind Sie Raucher?

Baron: Nein.

Diener: Dann muß ich noch um eine kleine Zulage bitten.

Die kleinste Heeresmacht. — Als Kaiser Karl V. in Italien kämpfte, ließ er auch den regierenden Grafen von Oldenburg Johann XIV. auffordern, sein Heereskontingent zu stellen. Johann aber bestritt seine Lehnsverbindlichkeit gegen Kaiser und Reich und sandte weder Truppen noch Reichssteuern. Hierauf verhängte Karl über den kleinen nordischen Herrn im Jahre 1523 die Reichsacht. Unter dem Druck des kaiserlichen Zornes erklärte sich ein Jahr später der Geächtete bereit, seinen Truppenanteil zu stellen, und es wurde nach der Größe seines Landes und seiner Einkünfte berechnet, welche Stärke das oldenburgische Truppenkontingent haben müsse. Die stattliche Schar, welche nach gegenseitiger Vereinbarung dem Kaiser zur Verfügung gestellt wurde, betrug genau — zweidrittel Mann zu Roß und drei Mann zu Fuß. Hierauf erfolgte am 18. Januar 1525 die Losprechung von der Reichsacht. [—dn—]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 28:
Der Schleicher kommt oft so weit wie der Läufer

Charade. (Zweisilbig.)

Wird einer Fläche lang und breit,
Die man als Maß wohl kennt,
Noch angehängt die Kleinigkeit,
Die man von etwas trennt —

Sie kann ein Ueberbleibsel sein,
Die Neige auch vom Schmaus,
Vom Glück vielleicht ein letzter Schein —,
Dann wird als Ganzes draus:

So eine Art, die oft dem Drang
Nach Freiheit mächtig wehrt,
Wenn das Gesetz mit seinem Zwang
Als Strafe dies begehrt.

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösungen von Nr. 28:

der Ergänzungs-Aufgabe: **F**austrecht, **R**übezahl, **A**rmbrust, **N**ebelhorn, **Z**ollamt, **G**eldbörse, **R**adschuh, **I**serlohn, **L**andsturm, **L**eibgericht, **P**ostwagen, **A**ugenblick, **R**osenheim, **Z**aunkönig, **E**isenbahn, **R**egenbogen = Franz Grillparzer;

des Homonyms: Bremse.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.